

Est. A - 14826

V. Winkelmann,
Napoleon's Feldzug in Italien.
u. d. Rhein.

Lit. Frühlingsgedanken.

Suworow's Feldzug in Italien und der Schweiz.

Aus den Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

Der am 30. November 1864 zu Reval verstorbene wirkfl. Geheimrath und Senateur Reichsgraf Paul Tiesenhausen (geb. den 28. Aug. 1774) hat im hohen Alter auf Wunsch seiner Kinder über die wichtigsten Ereignisse seines langen und reichen Lebens Einiges aufgezeichnet, wie ein sehr treues Gedächtnißes ihm darbot. Mit großer Vorliebe, wie es scheint, und bei Weitem am ausführlichsten ist der Feldzug Suworow's von 1799 behandelt, an welchem er, bis dahin Adjutant des Großfürsten Alexander, auf seinen besonderen Wunsch theilnehmen durfte, und in der That enthält die lebendige Schilderung des Selbsterlebten und Selbstgesehenen so viele charakteristische Züge und Ergänzungen zu dem längst Bekannten, daß eine Publication derselben, zu welcher der Sohn des Verstorbenen, Herr Graf Tiesenhausen auf Sellie und Odenwald, bereitwilligst seine Erlaubniß erteilt hat, auch jetzt noch nicht ohne Werth sein dürfte. Gehört doch, wie der Verfasser sich ausdrückt, dieser Feldzug ewig der Geschichte an zum großen Ruhme der Waffen Rußlands, und — setzen wir hinzu — auch zum Ruhme der Deutschen Rußlands, von denen nicht Wenige in diesen Aufzeichnungen in ehrender Weise hervorgehoben werden.

1. Marsch nach Italien.

— In Kamenic-Podolsky fand ich alle Zubereitungen zum Ausmarsch schon getroffen, der indeß wegen der ungeheuren Massen von Schnee, die

Tartu Ülikooli
Raamatukogu

Est. A

33500

für die Artillerie nicht zu passiren waren, 14 Tage aufgeschoben werden mußte, die ich sehr angenehm in dem Hause des Militair-Gouverneurs Feldmarschall Grafen Gudowitsch und auf dem Landstige des Admirals Prinzen von Nassau zubachte. Die Bestimmung dieses aus 13,000 Mann bestehenden Truppencorps war, durch die Moldau, Walachei und Dalmatien nach dem Hafen von Zara zu marschiren, wo eine russische Escadre unter den Befehlen des Admirals Seniawin uns nach Ancona bringen sollte, um von dort durch den Kirchenstaat nach Neapel zu gehen zur Unterstützung der neapolitanischen Truppen und zur Vertreibung der Franzosen aus diesem Staat. Dieser Marsch und die Aufgabe wäre eine schwierige, aber interessante gewesen, allein schon vor dem Ausmarsch kamen andere Befehle aus St. Petersburg. General Hermann ward abgerufen und erhielt die Bestimmung mit einem anderen Corps von 18,000 Mann gemeinschaftlich mit einer englischen Armee unter den Befehlen des Herzogs von York in Holland zu landen und auch dieses Land von den Franzosen zu erobern. Das Commando unserer Truppen erhielt der Generallieutenant Rehbiuder und wir wurden bestimmt, statt wie oben gesagt, nun durch Ungarn und Oesterreich über Ferrara, Rom nach Neapel zu marschiren, wahrscheinlich in der richtigen Voraussetzung, daß der Marsch durch Dalmatien zu beschwerlich sein würde. So gingen wir denn bei Radziwiliow über die Grenze und marschirten über Kemberg nach Ungarn, wo auf der Grenze von einer Deputation ungarischer Magnaten empfangen und begleitet, wir über Speries, Kaschau, Erlau, Ofen und Pesth bei Warasdin die österreichische Grenze erreichten. Auf diesem ganzen Marsch durch Ungarn wurden wir überall auf das zuvorkommendste und freundlichste empfangen. In allen Städten waren alle benachbarten Edelleute herbeigeeilt, um das seltene Schauspiel des Durchmarsches russischer Truppen zu sehen und Mittags Mahlzeiten und Abends Bälle den Offizieren zu geben, so daß dieser Marsch in der schönsten Jahreszeit gewissermaßen ein fortwährendes Fest für uns ward. Von Warasdin gingen wir über Laibach und Gorizia auf Udine, wo wir den italienischen Boden betraten.

2. Eroberung von Alessandria und Turin.

Von Udine ging es nun über Conegliano, Treviso und Padua auf Ferrara, wo wir den Befehl vom Feldmarschall Suvorow vorfanden, den Marsch nach Rom aufzugeben und statt dessen in forcirten Märschen zur großen Armee zu stoßen, die mittlerweile die dreitägige blutige Schlacht an

der Trebia geliefert hatte, um die großen Verluste an Mannschaft zu ersetzen. Da jubelte unser ganzes Corps sich nun unter den directen Befehlen des Feldmarschalls zu befinden, und so ging es nun in Eilmärschen über Guastalla, Parma und Piacenza nach Alessandria, dessen Citadelle eben belagert ward und wo die Berginigung stattfand. Die Belagerung hatte schon einige Zeit gedauert, alle Kanonen der Festung bis auf eine waren demontirt, es war Bresche geschossen und da dennoch der französische Commandant General Gardeanne alle Aufforderungen zur Uebergabe verweigerte, befohl der Feldmarschall den Sturm bei Anbruch des Tages. In der Nacht, als alle unsere Sturmcolonnen formirt waren und wir nur noch den letzten Befehl zum Angriff erwarteten, erschien der französische Parlamentair mit der Erklärung, daß die Besatzung sich auf Gnade und Ungnade ergäbe, woran sie wohl that, weil befohlen war, Alles über die Klinge springen zu lassen, weil sie sich, ohne auf Entsatz rechnen zu können, dennoch so verzweifelt gewehrt hatte, daß sie uns die Citadelle als halbe Ruine übergab. Uns Offizieren des Rehbinderschen Corps war dieses sehr unwillkommen, da uns diese erste Gelegenheit genommen ward, ins Feuer zu gehen.

Während der Belagerung dieser Festung ward zugleich durch ein abgesondertes Corps österreicher Truppen unter Leitung des russischen Ingenieurs Generals von Hartung die Stadt und Citadelle von Turin belagert. Nach der Einnahme von Alessandria bezog dieser Theil der alliirten Armee ein Lager bei Marengo, wo ein Jahr später die weltberühmte Schlacht der Oesterreicher unter General Melas gegen Napoleon vorfiel und alle Waffenthaten und Eroberungen Suvorows verloren machte. Nach der Schlacht an der Trebia war die französische Armee so geschwächt, daß ihr von dem ganzen nördlichen Theil von Italien nur einzig und allein die Stadt Genua mit ihrem Gebiete übrig blieb, wohin die Reste derselben unter General Moreau sich zurückgezogen hatten. Auch die alliirte Armee war so geschwächt durch die fortwährenden Schlachten, Gefechte und Belagerungen, daß für beide Theile eine momentane Waffenruhe nothwendig geworden war, sowie die Ankunft der Verstärkungen abzuwarten. Diese genossen die alliirten Truppen im Lager bei Marengo, die Franzosen im Genuessischen. Um die Zeit dieser Ruhe zu benutzen, erbat ich beim Feldmarschall die Erlaubniß mich zu dem Corps vor Turin begeben zu dürfen, wo die Belagerung noch fort dauerte; allein gerade den Tag vor meiner Ankunft daselbst hatte auch diese Stadt und Citadelle

nach tapferer Vertheidigung sich ergeben. Hier war dem General Hartung durch einen der letzten Kanonenschüsse eine ganz seltene Contusion zu Theil geworden, indem der Knochen seines linken Armes, ohne gebrochen zu werden, ziemlich krumm gebogen ward. Nach einigen Tagen Aufenthalt in Turin, wo ich das Palais Carignan bewohnte, eilte ich wieder zurück ins Lager bei Marengo, wo wir noch einige Zeit in vollkommener Waffenruhe zubrachten und uns beschäftigten, die zusammengeschossene Citadelle von Alessandria wieder herzustellen, bei welcher Gelegenheit eine bei der Uebergabe der Festung von den Franzosen verheimlichte, mit gefüllten Bomben und Granaten angefüllte Casematte im Walde, die nicht unsern Truppen angezeigt worden war und erst bei Aufräumung des Schuttes entdeckt ward, durch irgend einen nicht bekannt gewordenen Umstand mit einer ganzen Compagnie österreichischer Artilleristen und einigen Offizieren mit einer gräßlichen Explosion in die Luft flog und noch einen Theil der übrigen Befestigungen zerstörte. Von allen Leuten ward auch nicht ein Theil ihrer Körper gefunden, so zerrissen waren sie in den Schutt zerstreut, der bei der Aufräumung lange noch einen pestilenzialischen Geruch in der Umgegend verbreite.

3. Schlacht bei Novi.

Während dieser Waffenruhe für beide Armeen war eine ganz neue, frische französische Armee von circa 40,000 Mann unter dem Befehl des Generals Joubert über Nizza ins Genuessische eingerückt und hatte sich mit dem Rest der Truppen unter Moreau vereinigt. Joubert hatte den Oberbefehl über das Ganze übernommen und Moreau unter ihm als Freiwilliger dienen wollen. Auf diese Nachricht, die voraussehen ließ, daß neue Kämpfe bevorständen, befahl der Feldmarschall der alliirten Armee aus dem Lager zu rücken und die am Abhange der genuessischen Gebirgskette belegene Stadt Novi nebst dem Gebirge auf beiden Seiten derselben zu besetzen. Kaum war dieses geschehen, als auch schon die Nachricht eintraf, daß die Franzosen von Genua durch den Paß der Bocchetta im vollen Anmarsch wären. Es ward sogleich ein Kriegsrath zusammenberufen und beschloß, Stadt und Gebirge wieder zu räumen und die Armeen auf der großen Fläche vor Novi aufzustellen, die sich besonders zu einem Schlachtfelde eignet. Die Schlachtordnung war folgende: die Russen, alle vereinigt unter dem Befehl der Generale Desfelden und Rosenberg, bildeten das Centrum vor Novi, die Oesterreicher den linken Flügel unter Ge-

neral Melas und den rechten unter General Kray. Kaum war dieses geschehen, als gegen Abend vor unseren Augen der Kamm der ganzen Gebirgskette sowie die Stadt Novi von den Franzosen unter dem lauten zu uns herüberschallenden Rufe „en avant, en avant, ça ira, ça ira“ besetzt ward. Während der Nacht erteilte der Feldmarschall seine Befehle und Anordnungen zum folgenden Morgen und Alles rüstete sich zur bevorstehenden Schlacht. Unser rechter Flügel unter General Kray sollte bei Tagesanbruch den auf dem Gebirge aufgestellten linken der Franzosen angreifen, zugleich aber auch unser linker Flügel unter General Melas noch vor Tagesanbruch den rechten Flügel der Franzosen umgehen, das Centrum ruhig den Befehl zum Angriff abwarten, bis Melas seine Aufgabe glücklich erfüllt haben würde.

So ward die Nacht zugebracht und in ernster Stimmung der Anbruch der ersten Morgendämmerung abgewartet. Um die Aufmerksamkeit der Franzosen von unserm linken Flügel abzuziehen, mußte General Kray die fast uneinnehmbare Stellung des Feindes angreifen, was derselbe auch mit größter Tapferkeit zweimal wiederholte, immer zurückgeworfen, mit großem Verluste und selbst dabei leicht verwundet. Der Feldmarschall befand sich selbst bei diesem Flügel und ich bei seiner Person. Nachdem auch der letzte Angriff der Oesterreicher zurückgeschlagen war, schickte General Kray zum Fürsten Suworow mit der Bitte, das Centrum auch angreifen zu lassen, um ihm Hülfe zu gewähren, weil er sonst besürchten müsse, ganz ausgerieben zu werden. Glücklicher Weise für ihn traf zugleich der Bericht vom General Melas ein, daß der rechte Flügel der Franzosen glücklich umgangen sei und er nun seinerseits auch zum Angriff schreiten werde. Zu gleicher Zeit sahen wir eine große Bewegung auf der ganzen Fronte des Feindes, die vermuthen ließ, daß sie schon wußten, daß Melas ihnen in den Rücken käme. Da schickte mich der Feldmarschall mit dem Befehl an die Generale Dersfelden und Rosenberg rasch auch ihrerseits anzugreifen, ein Befehl, den unsere Russen mit Ungeduld erwarteten. Es geschah mit einem gewaltigen Hurrah. Unter einem Hagel von Kugeln und Kartätschen ward im raschen Lauf Stadt und Gebirge von den Russen im Sturm gleich beim ersten Angriff erstiegen und der Feind überall, obgleich mit großem Verlust von unserer Seite, geworfen. Bei General Dersfelden geblieben, war ich mit bei diesem Angriff und befand mich so zum ersten Male gleich im stärksten Feuer. Leider war das Plündern u. s. w. der Soldaten beim Rennen durch die Stadt in Verfolgung

des Feindes nicht zu verhindern und dieses ist oft mit Gefahr für die Offiziere verbunden. Hier erfuhren wir durch einige Gefangene, der General Joubert sei beim letzten Angriff des General Kray tödlich verwundet worden, was vielleicht auch unsern Sieg erleichtert haben mag, bei der augenblicklichen Verwirrung, die es bei dem Feinde hervorbringen mußte, ehe General Moreau, wieder den Oberbefehl übernehmend, seine Anordnungen treffen konnte. Der Feind floh in größter Unordnung auf dem Wege nach Genua, seine Arrieregarde eine Stunde jenseits Novi vor einem Engpaß aufstellend. Bei dieser hatten sich sieben französische meist Divisionsgenerale eingefunden, die, nachdem diese ganze Truppe von allen Seiten angegriffen und zum größten Theil von der Cavallerie niedergebauen war, sämmtlich — alle sieben schwer verwundet — gefangen wurden. Damit hörte die Verfolgung auf, nachdem man sich bis spät Abends geschlagen hatte. Die Trophäen unseres Sieges waren 39 Kanonen, einige Fahnen und einige tausend Gefangene, im Vergleich wenige, da von unserer Seite mit wahrer Wuth gefochten ward. Der beiderseitige Verlust ward an Todten und Verwundeten auf 20,000 Mann berechnet. Ich war so glücklich mit einer leichten Contusion am rechten Schenkel, die mir einige Knöpfe von meinen Reithosen abriß, und einer leichten Verwundung meines Pferdes abzukommen, welches mich dabei durch einen furchtbaren Satz, den es machte, beinahe abgeworfen hätte.

So endigte diese große entscheidende Schlacht, die das ganze nördliche Italien vor dem Feinde sicherte und auch die letzte in diesem Feldzuge war. Unser Hauptquartier ward nun wieder nach der Stadt Novi verlegt, und als ich meine, vor der Räumung dieser Stadt gehabte Wohnung in einem Hotel wiedernahm, fand ich die Treppe und das von mir bewohnt gewesene Zimmer voll Blutsflecken und erfuhr, daß der Körper des getödteten Generals Joubert vor dem weitem Transport zuerst dahin gebracht worden wäre. Für diesen großen ersochtenen Sieg ertheilte Kaiser Paul dem Feldmarschall den Titel Italiisky, allen Generalen, Stabs- und Oberoffizieren, die ihm vorgestellt worden waren, Orden, mit den St. Annenorden zweiter Classe. Der König von Sardinien Karl Emanuel *) schickte dem Feldmarschall das große Band seines Militärordens von St. Maurice, mehrere Großkreuze zur Vertheilung an Generale und 12 Kreuze dritter Classe für Stabs- und Oberoffiziere, wovon ich eins erhielt.

*) Der Verf. hat hier irrig Victor Emanuel.

4. Capitulation von Serravalle.

Nach diesem Siege hoffte der Feldmarschall bei solcher Schwächung der französischen Armee vielleicht noch die Stadt und Festung von Genua in diesem Feldzuge nehmen zu können. Demzufolge erhielt der General Fürst Bagration den Befehl, sogleich mit einem ganz aus Russen bestehenden Corps die auf dem Wege nach Genua im Gebirge gelegene, aber sehr schwer einzunehmende, zwar nicht große, aber starke Festung Serravalle einzuschließen und wo möglich sich schnell in ihren Besitz zu setzen. Ich erhielt die Erlaubniß mich diesen Truppen anschließen zu dürfen. Die Festung auf einer steilen Anhöhe gelegen, ward sogleich umzingelt, auf den sie beherrschenden Punkten Batterien angelegt und sie heftig mit Kugeln und Bomben beschossen. Nach einigen Tagen gewann der Fürst die Ueberzeugung, daß sie nicht mit Sturm und nicht ohne großen Verlust zu nehmen sei, und beschloß, um einer langwierigen Belagerung zu entgehen, mich als Parlamentair an den Commandanten zu schicken, ob er nicht zu bewegen sein würde, sie zu übergeben, da ihm wenig Hoffnung bleibe, entsetzt werden zu können, und ward mir *carte blanche* gegeben über die ihm zuzugestehenden Bedingungen. Unter dem heftigsten Kanoneneuer ging ich, begleitet von einem Trommelschläger, bis in kleine Entfernung von der Festung, ehe man mich von dort wahrte und hineinführte, nachdem mir zuvor die Augen mit einem Tuche verbunden waren. So ward ich ins Innere geführt unter dem fortwährenden Gebrüll der beiderseitigen Kanonen, bald Treppen hinauf, bald hinuntersteigend; endlich ward mir das Tuch von den Augen genommen und ich sah mich in einer hell erleuchteten Casemate, wo an einem langen Tische mehrere Offiziere, alle mit rothen Jacobinermützen, ihre Abendmahlzeit hielten. Eingeladen neben dem Commandanten Platz zu nehmen, ward ich über den Zweck meiner Sendung befragt. Als dieser angegeben war, erfolgte ein Schrei des Unwillens bei allen Anwesenden: wie man glauben könne, sie wollten sich ergeben; die Festung sei nicht so leicht zu nehmen und sie Alle entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Nach vielem Hin- und Herreden und Beweisen von meiner Seite, daß auf keinen Entschluß zu rechnen wäre, daß früher oder später sie sich doch ergeben müßten, daß jetzt noch vortheilhafte Bedingungen erlangt werden könnten, sie aber später auf keine weitere mehr würden Anspruch machen können, gelang es mir endlich sie zu bewegen, sich mit mir in Unterhandlungen einzulassen. Ihre erste Forderung, mit Waffen und Gepäck freien Abzug zur franzö-

fischen Armee zu bekommen, verweigerte ich gleich, worauf sie wieder erklärten, von nichts weiter hören zu wollen. Jedoch nach neuem langen Hin- und Herdiscutiren gestand ich ihnen endlich zu — weil ich vorausah, daß ich ohnedem unverrichteter Sache hätte zu den Unsrigen zurückkehren müssen — daß die Besatzung nicht gefangen, sondern auf ihr Ehrenwort, in diesem Feldzuge nicht weiter gegen uns zu dienen, entlassen, nach Frankreich zurückkehren könnte. Dieses nahmen sie an und nachdem die Capitulationspunkte aufgesetzt und vom Commandanten und mir unterschrieben waren, ward gleich der Befehl gegeben, das Feuern von den Wällen einzustellen, was den Unsrigen ein Zeichen war, daß meine Sendung geglückt wäre, und ich wurde eingeladen, ihre Abendmahlzeit zu theilen. So saßen wir nun ganz friedlich bei einander, als ob wir Kameraden wären. Während unserer Gespräche war mir die nicht französische Aussprache des Commandanten aufgefallen. Auf meine Frage: Monsieur n'est pas Français? war denn auch seine Antwort: Monsieur, je suis natif de Riga, was mir natürlich ganz überraschend war, und da erzählte er, sein Vater, ein Rigischer Bürger, habe ihn als Kind nach Colmar in das daselbst bestehende Institut abgegeben gehabt. Beim Ausbruche der Revolution habe er französische Dienste genommen und sei jetzt Obrist. Sein Name ist mir entfallen.

Zu dem Fürsten Bagration zurückgekehrt, ward ich mit großer Freude, Dank und Lob empfangen, den Auftrag so zur Zufriedenheit erfüllt zu haben, was auch der Feldmarschall mir später wiederholte. Den andern Morgen zogen die Franzosen ab und wir in die Festung, wo wir uns überzeugten, wieviel Zeit und Blut es gekostet haben würde, sie mit Gewalt einzunehmen. Ich erhielt dafür das Commandeurkreuz des Malteser Johanniter-Ordens mit einer Pension von 300 Rubeln.

Vom Fürsten erhielt ich nun den Auftrag, die Festung Gavi auf dem Wege nach Genua zu recognosciren und bis zu den französischen Vorposten zu pussiren, ohne mich in ein Gefecht einzulassen. Diesen Auftrag an der Spitze eines Detachements Kosaken erfüllend, ward ich von Gavi aus mit einigen tüchtigen Kanonenschüssen begrüßt und fand die feindlichen Vorposten vor dem sehr stark besetzten Paß der Bocchetta aufgestellt. In Folge dieses Berichtes erhielt der Fürst Bagration vom Feldmarschall den Befehl, Serravalla den österreichischen Truppen zu übergeben und sich wieder mit der großen Armee im Lager von Marengo zu vereinigen. Das Hauptquartier war in Alessandria.

5. Abmarsch nach Norden.

Hier beschloß der Feldmarschall, da die französische Armee so geschwächt war, daß sie sich nur auf die Vertheidigung von Genua beschränken konnte, einem abgesonderten österreichischen Corps ihre Beobachtung zu überlassen und selbst mit dem Rest der allirten Armee gegen die französische Grenze an den Fluß Var zu rücken, dort neue Verstärkungen abzuwarten und dann in Frankreich einzurücken, während den Oesterreichern überlassen blieb, Genua zu belagern.

Hätte dieser Plan ausgeführt werden können, wie so ganz anders wäre der Feldzug im Jahre 1800 ausgefallen! Leider mußte dieser so wohl durchdachte Beschluß aufgegeben werden, da ein Courier aus St. Petersburg dem Fürsten Suworow den unerwarteten Befehl brachte, sich von den Oesterreichern zu trennen und mit allen Russen den Marsch nach der Schweiz anzutreten, sich daselbst mit den mittlerweile dort eingetroffenen russischen Truppen, circa 30,000 Mann stark unter dem General Korsakow, zu vereinigen und den Oberbefehl des Ganzen zu übernehmen, weil beide Höfe zu St. Petersburg und Wien sich dahin vereinigt hatten, daß von nun an die Oesterreicher in Italien und die Russen in der Schweiz allein gegen die Franzosen agiren sollten. Dieser Befehl wirkte wie ein Donnerschlag auf uns Russen und war die Folge einer österreichischen Intrigue und des Neides über den brillanten Erfolg der russischen Mitwirkung in Italien. Das ganze nördliche Italien von den Grenzen Oesterreichs bis zu denen Frankreichs war von den Franzosen in dem kurzen Feldzuge geräumt und gereinigt und die Oesterreicher glaubten nun nicht weiter der russischen Hilfe zu bedürfen, um sich dasselbe zu erhalten. Schwer wurden sie aber im Feldzuge des nächsten Jahres 1800 für diesen eiteln Wahn bestraft, wo alles mit soviel Mühe und Blut Eroberte in der einzigen Schlacht bei Marengo wieder verloren ging. Ueberdem, wie interessant wäre es gewesen, die beiden größten Feldherren ihrer Zeit, Suworow und Bonaparte, der bei Marengo die Franzosen anführte, gegen einander kämpfen zu sehen!

Der erhaltene Befehl mußte indeß befolgt werden und so setzten sich die russischen Truppen, circa 13,000 Mann stark, in Marsch, der Rest der 31,000 in Italien eingerückten Mann, von denen also 18,000 theils todt waren, theils blessirt oder verwundet in den Hospitälern nachblieben. So schweren Verlust hatten die Russen gehabt; besonders war er groß an Stabs und Oberoffizieren gewesen. Eine Anzahl von österreichischen Offizieren des Generalstabes, die schon in der Schweiz gefochten hatten, und ein Bataillon österreichischer

Jäger schlossen sich auf dem Marsch unsern Truppen an. Dieser führte uns über die Städte Casale, Vercelli, Novara, Lugano und Bellinzona bis Airolo, einem kleinem Städtchen am Fuß des Gotthardsberges, der von den Franzosen besetzt war, über den wir, um in die Schweiz zu gelangen, uns den Weg bahnen mußten. Unsere ganze Artillerie, Bagage und Fuhrwagen der Offiziere wurden über Verona geschickt, um später zwischen Luzern und Zürich, wo wir uns befinden würden, zu uns zu stoßen, weil nichts von Allem über den Gotthard zu bringen möglich war, wo damals nur noch der alte ganz schmale Felsenweg bestand. Jeder von uns Offizieren durfte nur einen Maulesel mit Packsattel haben.

6. Von Airolo nach Altdorf.

Gleich in Airolo fingen die Widerwärtigkeiten an, die uns auf diesem Feldzuge in der Schweiz begleiteten. Laut Bestimmung sollten wir in Airolo 40 Bergkanonen mit ihrem Zubehör auf Mauleseln und 800 dieser Thiere zum Transport des Proviant's für unsere Truppen vorfinden. Nichts von dem Allen war da, wodurch mehrere wichtige Tage uns verloren gingen. Die österreichischen Behörden gaben die unerlaubte Entschuldigung, sie hätten uns erst später erwartet, obgleich sie in diesem Feldzuge Gelegenheit gehabt hatten, zu sehen, daß die langsamen österreichischen Bewegungen den Russen fremd waren und Suworow stets gezwungen war, forcirte Märsche zu machen. Endlich erschienen die 40 Bergkanonen ohne die zum Provianttragen bestimmten 800 Maulesel, wieder unter dem nichtigen Vorwande, diese Zahl wäre sehr schwierig herbeizuschaffen. Um nicht mehr Zeit zu verlieren, befahl der Feldmarschall 1000 von unseren Rosalenpferden, jedes mit 2 Säcken Proviant zu beladen, was uns indeß wenig half, indem diese armen Thiere so schwer beladen auf dem Marsch in den Gebirgen allmählig zum größten Theil in die Abgründe stürzten und so Pferde und Proviant verloren wurden. Als dieser Befehl in Eile erfüllt war, befahl Fürst Suworow sogleich zum Angriff des Gotthardsberges zu schreiten. Ein Theil der Truppen sollte die Franzosen auf dem Berge angreifen, der andere diese in dem Gebirge umgehen, eine sehr schwierige Aufgabe, und sich dann mit dem ersten im Thale von Ursern jenseits des Gotthard wieder zu vereinigen.

Nachdem dieser Theil unter den Befehlen der Generale Derselben und Rosenberg abmarschirt war, ließ der Feldmarschall den ersten Theil angreifen. Der den Berg hinaufführende sehr schmale, kaum für 3 Mann

breite, sehr steile Weg war vom Feinde von beiden Seiten besetzt. Diesen zu vertreiben und den Weg zu eröffnen, ward ich und der Obrist Graf Schumalow, später Generaladjutant, mit einer starken Zahl Tirailleure vorausgeschickt. Dieses glückte uns unter heftigem Feuer und einigem Menschenverlust, bei welcher Gelegenheit Graf Schumalow selbst ziemlich schwer verwundet ward. Der Feind, der von seiner hohen Stellung das schnelle Vorrücken unserer Truppen übersehen konnte, trat den Rückzug an und so ward von unserer Seite in fortwährendem Tirailiren rasch vorge-rückt, weil in diesem Gebirge nicht anders zu sechten möglich war, bis zu dem Orte Hospital, ganz oben auf dem Gotthard gelegen, von wo der Feind in rascher Retirade, beinahe Flucht, sich bis zur Teufelsbrücke im Ursernthale zurückzog, ebenso rasch auch von uns verfolgt. Ehe man zu dieser Brücke gelangt, führt der Weg beim Dorfe Ursern durch einen im Berge gehauenen dunkeln Durchgang, genannt das Ursernloch. Als wir diesen zurückgelegt hatten, fanden wir den mittleren Bogen der Brücke über den reißenden Strom gesprengt und den Uebergang verhindert. Als wir uns nach Mitteln umsahen, wie der Uebergang herzustellen, erblickten wir in der Nähe auf einer kleinen Wiese eine Scheune von Holz. Im Nu ward sie heruntergerissen und die Balken zur Brücke geschleppt. Als wir triumphirend nun glaubten herübergehen zu können, zeigte es sich, daß die runden Balken nicht zusammenhielten und man riskirte in den unten rauschenden Abgrund zu stürzen. Da wir ohne Stricke oder andere Mittel sie zu befestigen waren, hatte ein Major Furst Meschersky die glückliche Idee, seine Schärpe dazu herzugeben, welches von allen Offizieren befolgt wurde, so daß nothdürftig einige der mittleren Balken zusammengebunden wurden und wir hinüber konnten. Glücklicher Weise hatte der Feind die Anhöhen auf der anderen Seite nicht besetzt und verfolgte seine Retirade, sonst wäre der Uebergang wohl nur mit schwerem Verluste gemacht worden. Ihn gleich weiter verfolgend, erreichten wir ihn erst wieder bei dem Dorfe Amsteg, wo er seine Arrieregarde mit 2 Kanonen bei der Brücke über ein kleines Flüsschen aufgestellt hatte. Das Gros unserer Truppen hatte mittlerweile die Teufelsbrücke solider hergestellt und war uns rasch nachgefolgt, wo wir denn auch unsere Schärpen wieder bekamen. Der General Graf Miloradowitsch, der das Commando unserer Avantgarde hatte, übergab mir den Befehl eines Bataillons seines apscheronksischen Regiments, von dem er Chef war, mit dem Auftrage, den Feind anzugreifen, die Brücke zu nehmen und ihn vom anderen Ufer zu vertreiben.

Graf Miloradowitsch hatte die Gewohnheit, seine Truppen vor jedem Angriff anzureden und sie aufzufordern, tapfer zu sechten; so that er es denn auch hier und schloß mit folgender Rede: „Leute, ich erzeige euch die Ehre, euch einen Gardeobristen zum Commandeur zu geben; macht mir nur keine Schande!“ Ich war den 22. April 1799 zum Obristen avancirt. Den mir gegebenen Auftrag zu erfüllen, befohl ich keinen Schuß zu thun, sondern mit gefälltem Bajonnett in raschem Lauf und mit lautem Hurrah auf Feind und Brücke sich zu werfen und wo möglich die 2 Kanonen zu nehmen. Der Feind empfing uns mit ziemlich starkem Feuer und zwei Schüssen aus seinen glücklicher Weise zu hoch gerichteten Kanonen und ergriff die Flucht. Die Brücke war genommen, die Ufer des Flüsschens in unserem Besitz, allein die Kanonen entgingen uns, die der Feind rettete und mit sich nahm. Mein Verlust war ein Offizier Namens Sutkow und einige Mann todtet und verwundeter Soldaten. Den Feind rasch verfolgend, erreichten wir gegen Abend das Städtchen Altorf am Luzerner See *), nicht weit entfernt von Wilhelm Tells Kapelle, so daß wir in einem Tage von Airolo aus den Gotthard erstiegen und uns den Weg ins Innere der Schweiz bis Altorf gebahnt hatten; wahrlich keine kleine Aufgabe, die glücklich ohne großen Verlust an Mannschaft gelöst ward. Hier hörte die Verfolgung auf, da die Truppen nach diesem so forcirten Marsch nothwendig Ruhe brauchten. Auch hatte sich der Feind auf dem schmalen Wege nach Luzern, auf der einen Seite den See, auf der andern steiles Gebirge, so stark verschanzt, daß hier durchzubrechen nicht ohne großen Menschenverlust gelingen konnte. Indes sollte am andern Morgen dennoch ein Angriff erfolgen und versucht werden, zugleich die feindliche Stellung zu umgehen, um die Vereinigung mit General Korsakow bei Luzern sobald als möglich zu bewerkstelligen. Dieser hatte den Befehl, bei Zürich aufgestellt, die Franzosen unter General Massena anzugreifen — was aber bei uns in Italien geheißt hatte, sie zugleich zu schlagen — und uns bei Luzern entgegen zu rücken, was wahrscheinlich geschehen wäre, hätte ein tüchtigerer Anführer als Korsakow befehligt.

7. Schlacht bei Zürich.

Allein gleich beim Einrücken in Altorf erfuhren wir die Unglücksnachricht, die Russen seien bei Zürich total geschlagen und seien gezwungen

*) Irrthümlich.

gewesen, sich weit zurückzuziehen. Sie schienen uns so unwahrscheinlich, daß Niemand daran glauben wollte; indeß bestätigte sie sich leider in der Nacht, auch daß General Massena mit ganzer Macht gegen uns vorrückte. Außer Stand, mit unserem schwachen Corps dieser zu widerstehen, galt es rasch einen Entschluß zu fassen, wie wir uns am leichtesten aus dieser gefährlichen Stellung herausbringen könnten. Vorwärts zu gehen, war unmöglich; es blieb also die Wahl, den Rückmarsch nach Italien anzutreten, was der Feldmarschall nicht durfte und auch nicht wollte, oder uns auf ganz unwegsamen Wegen, eigentlich nur für Gensajäger gemacht, durch das hohe Gebirge nach den kleinen Schweizer Cantonen zu ziehen und vor dem Feinde Stadt und Canton Schwyz zu besetzen, wo vielleicht noch eine Möglichkeit sich finden konnte, die Communication und die Vereinigung mit dem Korsakowschen Corps herbeizuführen. Das Letztere ward beschloffen und wir erhielten den Befehl, den Marsch bei Tagesanbruch anzutreten. So wurden denn alle unsere und des Feldmarschalls Aussichten auf weitere Erfolge durch den unglücklichen General Korsakow vernichtet, der sich in seinem Eigendünkel ein zweiter Feldmarschall Rumänzow dünkte, weil er unter ihm gedient hatte. Statt selbst anzugreifen, wie seine Stellung es forderte, wartete er den Angriff der Franzosen ab und verlor allein dadurch schon die Vortheile, die der Angreifende immer gegen den Angegriffenen hat; auch sollen alle seine Anordnungen fehlerhaft gewesen sein. Mit ihm trug der österreichische Feldmarschalllieutenant Hoze auch einen Theil der Schuld an der verlorenen Schlacht bei Zürich. Bis zu unserer Vereinigung mit Korsakow sollte er dessen linken Flügel unterstützen und sich dann erst mit seinen Truppen aus der Schweiz in das Vorarlbergische ziehen. Dieses aber that er zum Theil zu früh und konnte daher die Russen bei dem Angriff der Franzosen nicht gehörig unterstützen.

8. Von Altorf nach Muotta.

Unser Marsch führte uns gleich von Altorf aus in das hohe Gebirge, wo bald die Wege, eigentlich nur Fußstege, so schmal waren, daß an eine Ordnung nicht gedacht werden konnte, Alles sich gewissermaßen zerstreute und ein Jeder suchte, wie er am Besten weiter käme, ohne Gefahr zu laufen, in die Abgründe zu stürzen, was Viele dennoch nicht vermeiden konnten und Einigen das Leben kostete, indem die Wege abschüssig und von dem gefallenem Schnee im hohen Gebirge feucht und unsicher waren. Nur langsam in langen Zügen konnte fortgeschritten werden, zu Pferde

war nirgends fortzukommen und wir Offiziere mußten unsere Thiere selbst am Zügel führen. Die mit Proviant beladenen Kosakenpferde stürzten in die Abgründe, viele Maulesel mit ihren Packsätteln gleichfalls, ebenso ein Theil der von Mauleseln getragenen Gebirgskanonen und die Packsättel des Großfürsten Constantin mit seinem silbernen Tischservice, von dem nur ein Theil wieder heraufgeholt werden konnte. So schritten wir nur langsam vorwärts und erreichten endlich mit Noth und Mühe bei Anbruch der Nacht den letzten hohen Berg, der in's Thal von Mutten (Muotta) im Canton Schwyz führt. Nur ein Theil konnte in der Dunkelheit in's Thal heruntersteigen, was bei dem steilen Abhange mit Gefahr verbunden war, und beinahe die Hälfte unserer Truppen mit dem General Rosenberg mußte oben auf dem Berge die Nacht bei der scharfen Kälte in diesem hohen Gebirge bivouaquieren. Ihre Feuer gaben in der Dunkelheit, von dem Thale aus gesehen, einen schönen Anblick. Der Weg von diesem Berge in's Thal bildete an vielen Stellen natürliche Stufen von glattem Fels, oft von 2 und mehr Fuß Höhe, wo in der Dunkelheit viele Leute stürzten. Mir selbst, der ich gleich allen andern Offizieren mein Reitspferd selbst am Zügel führen mußte, geschah es, daß mein Pferd an einer hohen Stufe stürzte und mich mit hinunterzog, so daß wir beide einen seitwärts gelegenen Abhang des Berges hinunterrollten. Als ich zur Besinnung kam, die ich im ersten Augenblick durch den Sturz verloren hatte, fand ich mich in einem kleinen Gebüsch von seinem Gestrauch liegen, das mich von einem tiefern Falle glücklicher Weise abgehalten hatte, hörte über mir die lauten Reden der marschirenden Soldaten und ihr fortwährendes Rufen: *тима, тима* (sacht! sacht!), weil, wenn Einer stürzte, er gewöhnlich einen Vordermann mit sich riß. In der Voraussicht, die Nacht vielleicht im Gebirge zubringen zu müssen, hatte man mehrere Holzfackeln mitgenommen, die ein trauriges zerstreutes Licht auf die langen Züge der Soldaten warfen. Zur Ueberzeugung gekommen, daß ich außer einigen Contusionen beim Sturz keinen weiteren Schaden davon getragen, rief ich; auf meinen Ruf kamen einige Soldaten mir zu Hülfe und halfen mir den steilen Abhang wieder hinaufsteigen, und so erreichte ich denn endlich mit einem Theil der Truppen das Dorf Mutten, mich glücklich schätzend durch Gottes Gnade und meinen Glücksstern das Leben und gesunde Gliedmaßen erhalten zu haben. — — Am andern Tage ward auch mein Pferd gefunden, das gleichfalls so glücklich gefallen war, daß nur der Sattel und die Griffe beider Pistolen gebrochen waren. Nachdem sich

das ganze Corps bei dem Dorfe Mutten gesammelt hatte, war den Truppen nach dem zurückgelegten furchtbaren Marsch ein Ruhetag unerlässlich und ward ihnen gewährt. Den meisten Proviant hatten wir im Gebirge verloren; hier aber fand sich nichts Anderes als große Vorräthe von grünem Käse, der besonders gut und viel im Thale von Mutten gemacht wird. Dieser und die wenigen Kartoffeln, die man fand, wurde den Truppen preisgegeben und damit mußten sie sich begnügen.

9. Von Nuotta nach Glarus.

Nach hier abgehaltenem Kriegsrathe befohl der Feldmarschall dem General Rosenberg, mit der einen Hälfte der Truppen gegen die Stadt Schwyz zu rücken, während er selbst mit dem Rest den Weg nach der Stadt Glarus antreten würde. Wenn beide Städte genommen wären, wollte er sehen, von wo und wie am leichtesten eine Vereinigung mit den Korsakowschen Truppen zu bewerkstelligen wäre. General Massena hatte auf die Nachricht von der Richtung, die der Fürst Suworow genommen, sich gleich von Luzern in Marsch gesetzt, um wo möglich früher im Nuttenthale einzutreffen und uns so jeden Ausgang aus dem Gebirge abzuschneiden; glücklicher Weise waren wir aber vor ihm dort eingetroffen. Bei der Stadt Schwyz stießen Massena und Rosenberg an einander, wo es einen harten Kampf gab, Massena aber gezwungen ward, das Feld den Unsrigen zu lassen und schleunigst zu retiriren, bei welcher Gelegenheit sein Hut gefunden ward, den er bei der Retraite verloren haben mußte. Auf den Bericht des General Rosenberg sand der Fürst Suworow: obgleich Massena für den Augenblick habe weichen müssen, wäre seine Macht doch so groß, daß für unser schwaches Corps ein Durchschlagen in der Richtung von Schwyz schwerlich gelingen könnte, daß uns daher der einzige Weg über Glarus nach Graubündten zu gelangen übrig bleibe. So gleich ward dahin sich in Marsch gesetzt, weil keine Zeit zu verlieren war, und Rosenberg der Befehl geschickt, zu folgen. Es galt hier die größte Eile, um vor dem Feinde in Glarus einzutreffen und nicht den einzig übriggebliebenen Ausweg zu verlieren. Ich befand mich bei der Abtheilung unter directem Befehl des Feldmarschalls. Von Mutten bis zu dem Cloenthaler See, auf dem Wege nach Glarus, stießen wir auf keinen Feind, hier aber fanden wir ihn uns erwartend. Der Weg, den wir nehmen mußten, zieht sich so, daß er auf der einen Seite den See, auf der andern eine nicht zu ersteigende und nicht leicht zu umgehende Felsen-

wand hat. Es galt den Durchgang zu forciren, zu welchem Zweck der Obrist Lange, Adjutant des Großfürsten Constantin, den Befehl erhielt, mit einem Bataillon den Feind in der Front anzugreifen, und mir ward der Befehl, mit einem andern Bataillon das andere, wieder an eine Felsenwand stoßende Ufer des Sees zu durchwaten und den Feind in der Flanke und dem Rücken seiner Stellung zu umgehen und dergestalt den Angriff des Obristen Lange zu unterstützen. Unter heftigem Feuer des Feindes setzten wir uns in Bewegung, Obrist Lange ohne einen Schuß zu thun mit gefälltem Bajonnet und ich gleichfalls in raschem Lauf durchs Wasser wattend, das nicht tief war, um ihm so schnell als möglich in die Flanke zu kommen und so Lange's Angriff zu unterstützen. Der Kampf zog sich für Letzteren hin, bis der Feind sich von mir in der Flanke und dem Rücken bedroht sah, dann eilig den Rückzug antrat und unsern Truppen den Weg überließ. Unser Verlust wäre unbedeutend gewesen, wenn nicht Obrist Lange durch einen Schuß im Unterleibe gefährlich verwundet worden wäre, der auch in Kurzem den Tod herbeiführte. Allgemeines Bedauern folgte ihm, denn er war ein braver und ausgezeichnete Offizier, mir auch ein guter Freund gewesen. Nach diesem Erfolge ging der Marsch weiter. Kurz vor Glarus liegt links das Städtchen Niedern *), abermals vom Feinde besetzt und mit einer Batterie, die den dahinführenden Weg beschloß. Konnte Niedern genommen werden, so war nach dieser Seite ein besserer Ausweg als über Glarus. Demzufolge ward gleich zum Angriff dieser feindlichen Stellung geschritten, allein leider war sie so stark, und vom Feinde so zahlreich besetzt, daß unsere Truppen sie nicht nehmen konnten und zurückgeschlagen wurden. In diesem Thale stehend konnten wir deutlich sehen, wie von beiden Seiten die französischen Colonnen auf den Kamm der Gebirge eilten, vor uns Glarus zu erreichen. Dieser Gefahr zu entgehen, mußte ein weiterer Angriff auf Niedern unterbleiben und wir mußten eilen, vor dem Feinde den Ort zu erreichen, weil wir sonst Gefahr liefen, von ihm umringt, jeden Ausweg aus diesem Kessel uns abgeschnitten zu sehen und vielleicht durch die gar zu große Uebermacht in einem verzweifeltsten Kampfe von unserer Seite vernichtet zu werden. Es war wohl der kritischste Moment für uns in diesem Feld-

*) Der Verf. hat hier und an den folgenden Stellen „Baasen.“ Unzweifelhaft ist dies eine Verwechslung mit dem gleichnamigen Orte im Reußthale an der Ausmündung des Mayenthales, wo vorher schon Kämpfe ähnlicher Art stattgefunden haben mögen. Der Sachlage nach kann hier eben nur Niedern, nördlich von Glarus, gemeint sein

zuge, den ein Jeder bis in's Innerste fühlte. Hier war es auch, wo der alte ehrwürdige Feldmarschall die ganze Gefahr, die uns drohte, fühlend, in seine grauen Haare griff und zu seiner Umgebung anscrief: „man sage nie von einem Manne vor seinem Tode, er sei immer glücklich gewesen“ — weil er wußte, daß er sich diesen Ruf erworben habe. Hier galt es also so eilig als möglich vorwärts zu gehen und Glarus vor dem Feinde zu erreichen. Die Arrieregarde ward von unsern besten Truppen gebildet, dann setzte man sich ohne Weiteres in Marsch. Glücklicher erreichten wir diese Stadt, als eben von beiden Seiten die feindlichen Colonnen hinter uns das Gebirge hinunterstiegen. Eine Stunde entschied vielleicht Alles.

10. Von Glarus nach Chur und Schluß des Feldzugs.

Glarus ohne Aufenthalt durchziehend, richteten wir unsern Marsch nach dem Städtchen Schwanden. Nur unsere Arrieregarde ward noch vom Feinde erreicht, die tapfer sich wehrend, obgleich mit bedeutendem Verlust, nicht abgeschnitten werden konnte. Jenseits Schwanden hörte jede weitere Verfolgung auf und war uns nun der Weg offen und frei, um über die Stadt Jlanz Coire (Chur) in Graubündten zu erreichen. So hatte dennoch das Glück, das den alten Feldmarschall bis dahin überall begleitet hatte, ihn auch in dieser vielleicht gefährlichsten Lage seines Lebens nicht ganz verlassen und wir waren einer schmachlichen Gefangenschaft oder einem zwecklosen Hinopfern glücklich entgangen.

In Graubündten befanden wir uns wie in Freundesland, ohne weitere Berührung mit den Franzosen. Nach ein Paar Ruhetagen traten wir den Marsch über Feldkirch und Bregenz nach Lindau an, wo endlich die Vereinigung mit den Truppen des Generals Korsakow ohne Weiteres stattfand und dieser Feldzug für uns sein Ende erreichte. Mir ward als Belohnung für die in der Schweiz und beim Uebergange des St. Gotthard bestandenen Gefechte der St. Annenorden 2. Classe, reich mit Brillanten besetzt.

So war denn damit der für Rußlands Waffen so glorreiche Feldzug von 1799 unter Suvorow's Oberbefehl in Italien und der Schweiz beendigt. Glorreich aber blutig, denn von den in zwei Abtheilungen dahin gesandten Russen, die erste von 18,000 Mann unter den Befehlen des Generals Rosenberg und die zweite von 13,000 Mann unter den Befehlen des Generals Rehbinder, im Ganzen 31,000 Mann, verließen nur

11,000 Italien *) und nur 9000 die Schweiz; mithin waren todt, blessirt oder krank in den Hospitälern 22,000 Mann nebst einer großen Anzahl Offiziere. Gefangen waren äußerst wenige. Es gab einzelne Bataillone z. B. die Grenadiere des Obersten Lomonoffow, wo nur 2 Offiziere, 80 Mann Gemeine und 1 Querpfeifer übrig geblieben waren und er selbst durch die Contusion einer vorbeigeschlagenen Kanonenkugel des Gehörs und der Sprache beraubt war, — und Regimenter, wie z. B. das berühmte Zekaterinoflawfche Grenadierregiment, früher Fürst Potemkin, von 4000 M., das im Laufe dieses Feldzuges 6 Commandeure verloren hatte. Und alle diese Opfer waren gebracht in einem in seinen Erfolgen einzigen Feldzuge, der in wenig Monaten den Franzosen das ganze Italien bis an Frankreichs Grenzen entriß, mit seinen vielen Festungen, von denen ihnen einzig und allein noch Genua verblieb, während leider in dem darauf folgenden Jahre in Folge der einzigen Schlacht von Marengo Alles wieder ohne weiteren Schwertschlag von den Oesterreichern den Franzosen zurückgegeben ward. Doch verbleibt und gehört dennoch Suworow's ruhmvoller Name und dieser Feldzug ewig der Geschichte, zum großen Ruhme der Waffen Rußlands!

*) Oben im Abschnitt 5 war die Zahl der Truppen, die Italien verließen, auf 13,000 Mann angegeben; bei Häuffer deutsche Geschichte, 2. Ausg. Bd. II., 219 sind es „ungefähr 20,000 Mann.“

G. Winkelmann.

11,000 Stalien *) und nur 2000 die Schweiz; nichtin worden lebt, bleibt
 ober Franz in den Festungen 22,000 Mann nicht einer großen Anzahl
 Uffiziere. Schwaben waren außerst wenige. Es gab einzelne Fortschone
 z. B. die Grenadiere des Obersten Kommandos, wo nur 2 Uffiziere,
 80 Mann Gemeine und 1 Artillerieker häufig fehlenden waren und er selbst
 durch die Konturen einer vorübergehenden Anwesenheit des Obersten und
 der Sprache bewahrt war. — und Schützen, wie z. B. das berühmte
 Schützenbataillon Grenadierregiment, früher fürstlich-palatin, von 4000 Mann.
 Das im Laufe dieses Feldzuges 6 Kommandos verloren hatte. Und alle
 diese Truppen waren begeben in einem in seinen folgenden einzigen Feld-
 zuge, der in wenig Monaten den Franzosen das ganze Stalien bis an
 Frankreichs Grenzen entziff, mit seinen blühenden Schwärmen, von denen ihnen
 einzig und allein nur ein Theil davon in Italien vor dem Franzosen
 gegeben wurde in Folge der einzigen Schwärme von Österreich nicht wieder
 ohne weiteren Schwärme der Franzosen zu haben. Gemeiner's Festung
 Ende März 1866.

Livländische Frühlingsgedanken.

Das Alte Testament enthält irgendwo das Verbot des Tagewählens und der Wahrsagung; ich weiß nicht ob dieses Verbot von den Theologen als noch für die Christenwelt verbindlich angesehen oder zu den aufgelösten Gesetzesstücken gezählt wird; mir scheint aber, daß es in der Politik nur cum grano salis gelten kann. Zwar dem Wahrsagen über künftige Ereignisse d. h. der Conjuncturalpolitik will ich nicht eben das Wort reden, wengleich es im Sinne des Schlegelschen Wortes, daß der Historiker ein rückwärts gewandter Prophet sei, seine relative Berechtigung hat; das Tagewählen aber dürfte, wenn es in der rechten Weise geschieht, kaum zu den Künsten der schwarzen Magie zu rechnen sein — es ist vielmehr, wenn nur die rechten Tage gewählt werden, eine „feine und löbliche Zucht und Sitte“ und kann Jungen und Alten zu wahrhaftem Nutz und Frommen getrieben werden.

Sie werden mich nach dem Grunde dieses mysteriösen Eingangs fragen und bereits den redactionellen Nothstift spizen oder gar die Scheere zur Hand nehmen! Und doch glaube ich das Recht, in diesen Blättern einen „Schalttag“ zu feiern, mit wenigen Worten nachweisen zu können: Der März 1866, der den Streit um das Güterbesitzrecht in Livland begraben hat, schließt das Jahrzehnt seit Unterzeichnung des Pariser Friedens ab und am 10. April — und in den April fällt ja wohl das Erscheinen Ihres Märzheftes — werden es zehn Jahre, daß Hamillar Fölkers

sahm die Augen schloß. Hiemit aber denke ich das Recht zu einem politischen Schalttage, zu einem Augenblick der Sammlung und Rückschau, für den baltischen Publicisten nach jeder Seite hin erwiesen zu haben. Beginnt nicht mit der Beendigung des orientalischen Krieges die neueste Epoche der russischen Staats- und Gesellschaftsgeschichte? — und lassen sich für unsere Provinzialgeschichte die guten und die bösen Tage des dem letzten Jahrzehnt vorausgehenden Zeitabschnitts in einen besseren Namen zusammenfassen als in den des Mannes, der den Livländern zurief, sie hätten ihre Rechte verwirkt, wenn sie sich nicht auf ihre Pflichten zu besinnen wüßten?

Die Tage, in denen der Grabhübel sich über dem Sarge des genialen Mannes schloß, der für uns eine ganze Epoche bezeichnet, sie liegen so fern hinter uns, daß wir uns kaum mehr in die Stimmung derselben und in die Verhältnisse, die sie bedingten, zurückzuversetzen vermögen. Der Tummelplatz unseres öffentlichen Lebens hat sich seitdem so mächtig erweitert, daß wir die Grenzen des alten Turniersfeldes kaum mehr aufzufinden und abzustechen wissen. Die Frohnabolition, die sechsjährigen Pachtcontracte, die Offenhaltung der Möglichkeit des Bauerlandverkaufs und die Erhaltung der Bauerrentenbank — auf diese „vier Punkte“ beschränkte sich beinahe alles, was der Patriot von 1856 vernünftiger Weise wünschen und erstreben konnte. In der confessionellen Frage galt die Aufrechthaltung des Statusquo für den Superlativ des Erreichbaren, der Bürgerstand ließ es widerspruchslos geschehen, daß auch hinsichtlich der Erwerbung kleinen Grundbesitzes seine Rechte geschmälert wurden, und in besonders lichtvollen Nächten träumte man von der Wiederherstellung des alten Pfandrechts. In Riga hatte man die Hoffnung längst aufgegeben, die Wälle der Stadt vor einer anderen als der Posaune des jüngsten Gerichts fallen zu sehen; die neue Stadtverfassung, von der es hie und da spukte, trieb, gleich einem unheimlichen Gesicht, auch dem kühnsten Patrioten das Blut aus den Wangen, und wem es ernst um die Dinge war, der mußte sich sagen, daß die Fristung des Bestehenden auch um den Preis der inneren Fäulniß nicht zu theuer erkauft war. Selbst das heranwachsende Geschlecht derer, welche die zu Symbolen der Freiheit der Wissenschaft gewordenen rothen und blauen Uniformtragen trugen, war von der Nothwendigkeit einer Bescheidung bei den überkommenen Lebensformen so lebhaft durchdrungen, daß noch im Jahre 1857 die Nachricht von der Möglichkeit einer Aufhebung der Zünfte Rigas in den studentischen

schen Kreisen Dorpat's als Attentat auf die angestammte Stadtverfassung mit Entsetzen aufgenommen werden und Zweifel an der politischen Zurechnungsfähigkeit des heimischen Senats erwecken konnte. In der That, was jenseit der Grenzen des Bestehenden lag, gehörte für uns zu den verbotenen Aepfeln; wie für den Richter das „quod non in actis, non in mundo“ gilt, so war für die Bewohner dieses Landes, nur das auf der Welt, was sich zwischen die Blätter des Provinzialgesetzbuchs, der Privilegien und Quellen legen ließ; der ganze Reichthum moderner Staatsentwicklung war für uns mit sieben Siegeln verschlossen und für einen guten Patrioten galt, wer diese Entbehrungen mit Würde und Entschlossenheit zu tragen wußte ohne nach rechts oder nach links zu schielen. Man braucht sich nur in diesen Zustand zurückzuversetzen, um die Erklärung dafür zu finden, daß es mit der Entwicklung des öffentlichen Lebens bei uns auch heute nur langsam vorwärts geht, daß es noch vielfach, wie an der rechten Einsicht, Energie und Rührigkeit, so an der Empfänglichkeit für die einfachsten Wahrheiten fehlt, die in Wort und Schrift gepredigt werden. Ist doch der größte Theil der jetzt lebenden Generation unter dem Drucke einer geistigen Beschränkung und Isolirung ausgewachsen, die um so schmerzlicher empfunden werden mußte, als ihr eine Zeit des geistigen und literarischen Aufschwunges vorhergegangen war, auf die wir noch heute nicht ohne Befriedigung zurücksehen. Seitdem aber war es (um ein bekanntes Wort jenes livländischen Dichters von 1849 anzuwenden) „stille“ — und stiller geworden. Und das eine Gebiet, auf dem es untermessen vorwärts gegangen, das agrarische, war so isolirt, daß ein Bewußtsein über dessen Zusammenhang mit den ächten Ideen der Zeit nur bei Hörsersahm und wenigen andern Auserwählten vorhanden sein mochte. Zu dieser geistigen Stagnation war seit dem Beginn des orientalischen Krieges noch eine Stockung der gewerblichen und commerziellen Bewegung gekommen, der selbst das materielle Behagen, mit dem man sich herkömmlich für die sittlichen und geistigen Entbehrungen entschädigte, illusorisch machte. Das Jahr 1856 bezeichnet den Culminationspunkt und die Krisis jener Epoche: nach Hörsersahm's Tode schienen selbst die Errungenschaften auf dem agrarischen Gebiet verloren zu gehen, zumal in den Tagen jenes ominösen Landtags, dem im folgenden Jahr, vermöge einer zur Regel werdenden Inconsequenz, die Wahl eines liberalen Landmarschalls folgte. Was verschlug es, daß beinahe gleichzeitig, die ersten Schritte zur äußeren Wiedergeburt Riga's vorbereitet wurden, daß die Wälle der alten Stadt

felen, die Unterhandlungen über eine Riga-Mitauer Eisenbahn eröffnet und die ersten Pfähle der Riga-Dünaburger Linie abgesteckt wurden? Der wichtige Zeitabschnitt, in welchem Rußland seine geistigen und materiellen Kräfte sammelte, die Presse der Residenzen ihre Frühlingsmonate feierte und der große Act der Aufhebung der Leibeigenschaft vorbereitet wurde — für uns ging er beinahe unbenuzt vorbei. Die Kunde von einem Umschwung aller Verhältnisse, von der Möglichkeit einer inneren Regeneration, sie klang uns zu sabelhaft, um eine zündende Wirkung zu thun. Man hatte sich der Gedanken an einen Wechsel des Systems zu gründlich entschlagen, um sich an denselben so rasch, als es zu einer heilsamen Benützung der Conjunctur nothwendig gewesen wäre, zu gewöhnen. Während der Ruf nach Befreiung der Leibeigenen von der Newa bis zum Ural hinübertönte und den radicalsten Reformen mit verwegendem Selbstvertrauen entgegengesetzt wurde, war man diesseit des Peipus mit Gedanken an die Sprengung der Rentenbank und Aufhebung der Frohnaboli-tionsordnung, etwas mehr nördlich mit der Katastrophe von Nachters beschäftigt und mühte man sich in Kurland damit ab, aus der Bauer-verordnung von 1817 den Beweis dafür zu führen, daß die Bauern nach „kurischem Recht“ für alle Zeiten von der Möglichkeit des Eigenthums-erwerbes ihrer Gesinde ausgeschlossen seien!

Ueberspringen wir den Zeitraum vom April 1856 bis zum April 1866, um die Signatur des gegenwärtigen Augenblicks mit der jener ver-gangenen Zeit zu vergleichen, so sehen wir uns, auch wenn wir auf dem Boden der drei Provinzen stehen bleiben, in eine ganz veränderte Welt versetzt! Die Agrarfrage, das U und D von damals, nimmt jetzt inzwischen all der Umgestaltungen auf anderen Lebensgebieten, eine wenigstens schein-bar sehr bescheidene Stellung ein. Wer will noch die Frohnaboli-tions-ordnung abschaffen? — in wenigen Wochen wird die gänzliche Abschaffung der Frohne selbst in allen drei Provinzen eine vollendete Thatsache sein. Der Gedanke an den bäuerlichen Grundbesitz, der sich damals nur in Liv-land schüchtern hervorwagte und für die Ausgeburt einiger revolutionairen Köpfe galt, in Liv-, Est- und Kurland ist er zum Rettungsanker der Conservativen geworden. Die damals für allgemein nothwendig gehaltene Aufrechterhaltung der patrimonialen Polizeigewalt der Gutsverwaltung ist durch eine neue Gemeindevordnung in ihr Gegentheil verwandelt worden, und wenn von der Rentenbank noch die Rede ist, so geschieht es nur mit Klagen darüber, daß die Thätigkeit dieses Instituts nicht ausgebreitet und

fruchtbringend genug ist. Das Gedächtniß für die jahrelange vergebliche Arbeit, mit der man sich diesen Neuerungen widersetzt hat, ist selbst denen, die unter der Last dieser Arbeit geseufzt haben, vollständig abhanden gekommen, und es dürfte sich z. B. kaum mehr Jemand finden, der sich zur Feindschaft gegen die Idee des Bauerlandverkaufs bekennen wollte. Wie zweifelhaft freilich die Vorzüge eines so kurzen Gedächtnisses sind, das hat sich auf anderen Gebieten, auf denen den Forderungen der Nothwendigkeit mit dem gleich verzweifelten Widerstande begegnet wurde, sattsam ausgewiesen. „Nichts gelernt und nichts vergessen“ — dieses Wort wird noch lange die Devise gewisser Leute bleiben.

Gehen wir vom kleinen Grundbesitz zum großen über: vor etwas mehr als zehn Jahren war man in Livland entschlossen, den Ueberbleibseln des alten Pfandrechts den Garaus zu machen und heute ist die vollständige Freigebung des Rechts zum Erwerb von Rittergütern in Kurland bestätigte, in Livland beschlossene Sache, in Estland eine Frage der Zeit und zwar der allernächsten. Ob sich im Jahre 1876 wohl noch Jemand finden wird, der sich zur Gegnerschaft gegen die Freigebung des Grundbesitzes zu bekennen den Muth haben wird? oder werden die Männer des ausschließlich adeligen Güterbesitzrechts dann eben so spurlos verschwunden sein wie heute diejenigen, die das Fölkersahmsche Programm noch jüngst mit lauter Stimme als Ausgeburt der Demagogie perhorrescirten?

Von den Neugestaltungen, die sich entweder ohne unser Zuthun oder ohne daß sie unter uns auf Widerstand gestoßen wären, während der letzten zehn Jahre vollzogen haben, wollen wir völlig schweigen — wir kämen sonst nicht leicht zu Ende. Die Riga-Dünaburger Eisenbahn, die zahlreichen Telegraphenlinien, die von einheimischen pädagogischen Autoritäten ziemlich allgemein widerrathene Abschaffung der Uniformen auf Schulen und Universitäten, das neue Dorpater Universitätsstatut, das Rigaer Stadtgymnasium, das baltische Polytechnikum, die Rigaer Börsenbank, die statistischen Comité's und die Handwerkervereine, das zu einem wirklichen Kunstinstitut gewordene Theater, die Gas- und Wasserwerke Riga's — von all diesen Dingen war vor zehn Jahren auch nicht die leiseste Spur vorhanden, und wer von ihnen im März oder April 1856 geredet hätte, dem wäre kaum mehr als ein ungläubiges Kopfschütteln begegnet!

Und um nur noch von Einem, aber dem Wichtigsten zu reden, dem langsamen, doch merklichen Vorrücken in der confessionellen Frage — wer hätte es im Jahre 1856 für möglich gehalten, daß nach Concessionen,

wie denen, die wir meinen, noch von unerfüllten Wünschen und offen zu Tage tretender Gewissensnoth die Rede sein werde? Wir können es nicht leugnen: trotz allem dem und allem dem sind wir in zehn Jahren Andere geworden, rascher vorgeschritten als sonst in einem Menschenalter, der Maßstab unserer Ansprüche sich gewachsen, wenn er auch immer noch im Westen wie im Osten als ein unzulänglicher angesehen wird und angesehen werden muß. Jene Stagnationsperiode, deren Abschluß wir in den Frühling 1856 verlegen, hatte uns so vollständig in die Gedanken der Entfugung hineingezwängt, daß wir dabei angelangt waren, diese für einen Normalzustand zu halten und alles für Ueberfluß des Lebens anzusehen, was über die Befriedigung der primärsten Bedürfnisse hinausging. Es ist gewiß sehr lobenswerth, aus der Nothwendigkeit eine Tugend zu machen, es darf dieses nur nicht mit der eigenen Arbeitscheu und Bequemlichkeit zusammenfallen; die in der menschlichen Natur tief begründete Fähigkeit schließlich bei dem Behagen an Zuständen anzulangen, in die man unter dem Druck eines Nothstandes und bei klarem Bewußtsein ihrer Verwerflichkeit eingetreten war, diese Fähigkeit war bei uns bis zur Virtuosität ausgebildet worden und hatte zu einer gänzlichen Verwirrung aller stitlichen Begriffe geführt. Nicht um auszuführen wie „herrlich weit“ wir es am Ende gebracht, sondern vielmehr um unserer Strebsamkeit und Selbstkritik einen neuen Sporn anzusetzen, schien es nützlich, daran zu erinnern, was alles hie zu Lande noch vor zehn Jahren zu den Unmöglichkeiten gerechnet wurde und welche Vorstellungen von nothwendiger Selbstbeschränkung und Selbstgenügsamkeit damals die herrschenden waren.

Eines Factors müssen wir dabei noch gedenken, der inzwischen in den Kreis unseres Provinziallebens getreten ist, ohne die rechte Stelle zu finden und in rechter Weise zum allgemeinen Nutz und Frommen verwerthet zu werden — der Presse; eines Dinges, das anno 1856 kaum dem Namen nach bekannt war. Damals gab es eine Rigasche Zeitung mit ausländischen Parlamentsreden und inländischen Theaterberichten, eine Dörpische Zeitung ohne Theaterberichte, das Rigasche Stadtblatt mit „Getauften,“ „Proclamirten“ und „Begrabenen,“ das seit der Mitte der 40-er Jahre immer unfruchtbarer werdende „Inland,“ die Mitauer lettische Zeitung und die „Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche Rußlands.“ Seitdem sind nicht weniger als vierzehn neue Journale entstanden, von denen zehn noch gegenwärtig existiren.

Von diesen neu gegründeten Organen der Oeffentlichkeit sind vor al-

lem wegen ihres nachhaltigen Einflusses auf die Nationalentwicklung, die beiden estnischen und die drei lettischen zu nennen, von welchen letzteren freilich die „Peterburgas Awises“ nach kurzem, stürmischen Lebenslauf wieder ins Grab gesunken sind. Wer hätte es im Jahre 1856 für möglich gehalten, ein Organ, wie dieses, und überhaupt eine Agitation, wie die junglettische, zu erleben und auch sobald wieder zu überleben?

Im Jahre 1858 entstand die Dorpater „Zeitschrift für Theologie und Kirche,“ als Organ der theologischen Facultät und zunächst nur im Dienste eines abstract theologischen Interesses; im October 1859 die „Baltische Monatschrift,“ deren Programm die erste am Dffsee-Strande gedruckte Kunde von der ungeheuren Umwälzung des öffentlichen Geistes in Rußland und den ersten Hinweis auf die Nothwendigkeit einer entsprechenden Regeneration des baltischen Lebens gebracht hat. Ein Jahr später erschienen die ersten Blätter der „Revalschen Zeitung,“ von Hause aus den einheimischen Interessen zugewandt und mit einer unseren Provinzialen unerhört scheinenden Kühnheit die localen Schäden aufdeckend. 1861 vollzog sich die Umgestaltung der „Rigaschen Zeitung,“ welche seitdem in einer Weise durchgeführt worden ist, daß selbst die Gegner dieser „Aeolus-Grotte“ Zeugniß für ihre Bedeutung ablegen müssen. 1862 unternahm der schon im folgenden Jahre verstorbene Dr. Merkel die Herausgabe einer „Rigaschen Handelszeitung,“ welche ihren Gründer nicht überlebte.

Diese jungen journalistischen Bestrebungen, auch wenn ihre Leiter es mitunter gründlich vergriffen, begannen eine Fülle anregender Gedanken auszustreuen unter einer Bevölkerung, die noch jungfräulich genug war, die bloße Thatsache einer Besprechung ihrer öffentlichen Zustände mit einer Schamröthe aufzunehmen, die man, je nach Umständen, als verliebte Schüchternheit oder als Empfindlichkeit deuten konnte. Ich erinnere z. B. an die Wirkung, die Th. Bötticher mit seiner in der Monatschrift, April 1861, veröffentlichten Abhandlung über das Güterbesitzrecht hervorbrachte, — diesen ersten Anstoß zu der seitdem ununterbrochen fortgesetzten Agitation zu Gunsten der Freieibung des erwähnten Rechtes. Und wie lebhaft wurde es erst im Jahre 1862! Im Februar versuchte es Herr v. Bock-Schwarzhof mit seinen „vier Punkten,“ ein die alten Parteigegegensätze überwindendes und über den bloßen „Agrarliberalismus“ hinausgehendes Landtagsprogramm aufzustellen. Darauf näher einzugehen, mußte die Presse sich freilich versagen, aber auch ihr brachte jeder Monat eine neue brennende Frage. Kaum waren die heißen Kämpfe beigelegt, die man in

den Spalten der Revalschen Zeitung um die „gelbe Broschüre“ geführt hatte, so tauchte eine „grüne“ auf, welche, wenn auch mit minderem Glück, bei den Livländern dieselbe Art des Interesses beanspruchte, wie jene bei den Estländern. Im April desselben Jahres schleuderten die Redacteurs der Rigaschen Zeitung mit der glücklichen Insolenz der Jugend der Dorpater Hochschule einen Fehdehandschuh ins Gesicht, den Professor C. Schirren ausnahm, um dem mit athemloser Spannung aufhorchenden Publikum die interessante Lehre zu verkünden, der Liberalismus sei von der Wissenschaft, wie weiland König Belsazer von Jehovah, gewogen und zu leicht befunden worden. Bald folgten die mehr Aergerniß als Aufsehen erregenden Artikel der Rigaschen Handelszeitung: „Zu unserer kirchlichen Reformfrage,“ und jenes „Wo hinaus?“ in den Bertholzischen „Mittheilungen und Nachrichten,“ welches eine ganze Literatur von Journalartikeln und Broschüren nach sich zog; ferner die Händel der Rigaschen Zeitung mit Junglettland und der Petersburger lettischen Zeitung, die offenen Briefe der juristischen Leser der Rig. Zeitung ad vocem Justizreform und endlich die ihr natürliche Ende nicht erreichende Polemik über die Mitauer Juristen-Adresse.

Wie zündend die gesteigerte, wenn auch noch in ihren Flegeljahren stehende Oeffentlichkeit des Jahres 1862 gewirkt hatte, davon legte der Anfang des folgenden Jahres das vollgültigste Zeugniß ab: nahezu gleichzeitig sprangen aus dem sonst verschlossenen Jupiterhaupt unserer Universitätsstadt zwei neue Journale hervor: das geharnischte „Dorpater Tagesblatt,“ und die „Baltische Wochenschrift für Landwirthschaft, Gewerbleiß und Handel,“ während auch im äußersten Nordosten die „Karwaschen Stadtblätter“ auftauchten und schon in ihren ersten Nummern von dem heißen Parteikampfe berichteten, der seit Jahren in dieser kleinen Stadt mit wechselndem Glücke geführt worden war.

Zu das Jahr 1863 und die erste Hälfte von 1864 fällt die, gleichfalls von journalistischem Waffengeklirr begleitete und schließlich siegreiche Agitation zum Zwecke des Eintritts der Literaten in die Gilden; die Lösung der kurländischen Agrarfrage und die nach allen Seiten hin aufregende Versammlung baltischer Landwirths in Riga; ferner die weitere Entwicklung des Kampfes um das Güterbesitzrecht und endlich — der Anfang des Conflicts mit den einflußreichsten Organen der russischen Publicistik. Wichtiger, gefährlicher und spannender als alles Uebrige ist dieses letzterwähnten Thema seitdem gewesen; da ich es aber hier nicht mit der Ge-

schichte des öffentlichen Geistes im weiten russischen Reich, noch auch mit der auf denselben influirenden europäischen Großpolitik, sondern einzig mit den Provinzialgeschicken unseres Ländchens zu thun haben will, so erspare ich's mir, auf die letzten Gründe der seit dem Sommer 1864 erlebten Gegenwirkung einzugehen. — — —

Wie gründlich aber die Situation sich auch seitdem verändert haben mag, wie bedauerlich es auch immerhin ist, daß manche der Blüthen, die der Lenz 1862 getrieben, verdorrt sind, ehe sie Frucht tragen konnten — wir brauchen uns nur der Zustände vor 1856 zu erinnern, um uns dessen zu vergewissern, daß noch nicht aller Tage Abend und die geistige Bewegung der letzten Jahre nicht spurlos an uns vorüber gegangen ist. Wir dürfen, wenn wir Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die voraussetzliche Gestaltung unserer Zukunft anstellen, nicht außer Augen setzen, um wie zahlreiche Factoren der geistigen wie der materiellen Production unser Leben während der letzten zehn Jahre sich bereichert hat. Ziehen wir in Erwägung, welche gute Waffen für die nothwendigen Kämpfe der Zeit neuerdings von uns gewonnen wurden und wie dieses Land durch Jahrzehnte über wenig mehr als mittelalterliche Turnierschilder zu verfügen gehabt hat, so können wir nicht anders als muthig in die Zukunft sehen. Wir haben hier Musterung darüber gehalten, was alles während der letzten Jahre erreicht oder angestrebt worden ist: wer aber sind die Männer gewesen, denen wir diese Errungenschaften verdanken, die bei der ersten gegebenen Möglichkeit einer freieren Bewegung auf dem Platze waren, um, unbeirrt durch das Bewußtsein mangelnder Erfahrung, unvollkommener Bildung und lähmender Isolirung, Hand ans Werk zu legen? Die Kinder einer Epoche waren sie, in der es schon verzweifelte Anstrengung kostete, sich auch nur das Verständniß und die Empfänglichkeit für die großen Zeitideen offen zu halten! Diese Generation von Männern, die hier mit der gewaltigen Neugestaltung unseres Rechtslebens beschäftigt sind, dort den schwierigen Dienst der Presse zu versehen haben, die in der Generalgouverneurskanzlei eine liberale Gemeindeordnung ansarbeiten, im Ritterhause ein neues Steuersystem, in der Raths- und Gildenküche eine neue Stadtverfassung berathen sollen — diese Generation ist in einer Zeit aufgewachsen, in der das Studium des modernen Staatsrechts zu den verbotenen Früchten zählte, in der so manche Lichtstrahlen des europäischen Wissens und Denkens nur durch heimliche Jugen und Spalten Eingang fanden und der persönliche Weltverkehr so sehr behindert war. Was wird

hiernach nicht von einem Geschlecht zu hoffen sein, dem eine unvergleichlich größere Fülle von Hülfsmitteln der Bildung, ein freierer Spielraum für die individuelle Entwicklung und Lebensbethätigung von Jugend auf gegeben ist, das nur zuzugreifen braucht, wo wir Aeltere um die bloße Auf-
findung der Mittel und Wege uns abzumühen hatten! Die gesteigerten Communications- und Verkehrsmittel der Neuzeit, die Gewährung einer erweiterten Pressfreiheit und die Gewöhnung an Oeffentlichkeit, der größere Reichthum an Lehr- und Bildungsanstalten, endlich die Ansätze eines aufstrebenden Vereins- und Genossenschaftswesens — alles hat Denen, die heute über 30 Jahre alt sind, gefehlt! Wer sollte da nicht mit dem ritterlichen Percy ausrufen:

Man muß denken,

Wenn ohne ihre Hülfe wir dem Feind

Die Spitze bieten konnten, stürzen wir

Mit ihrer Hülfe ihn über Kopf und Hals.

Doch, Herr Redacteur, schon fürchte ich, daß sie diesen von den ersten Strahlen der Märzsonne ausgebrüteten Optimismus kaum anders als mit einem Lächeln aufnehmen und mich an den Revers der Medaille erinnern werden. „Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden“ und es kann mich nicht Wunder nehmen, wenn ein einseitiger Hinweis auf die Lichtseiten der Situation bei dem ernststen Beobachter, der der Zeit täglich den Puls fühlt und die Tragweite jedes einzelnen ihrer Symptome in Erwägung zu ziehen hat, mehr oder weniger Mißfallen erregen, wenn, sage ich, Sie, Herr Redacteur, diese meine „Frühlingsgedanken“ mit einer ärgerlichen Bemerkung darüber, daß es in dem öffentlichen Leben keine Jahreszeiten gebe, bei Seite schieben sollten. Ist es aber zu leugnen, daß bei der Beurtheilung dessen, was gegenwärtig erstrebt und geleistet wird, die Beurtheiler häufig die Rücksicht auf die Antecedenzien unserer Lage außer Augen setzen und so räsonniren, als ob wir den Anforderungen des gegenwärtigen Augenblicks mit Voraussicht und wohlgerüstet entgegengezogen wären, als ob unseren streitbaren Männern von jeher all jene Uebungsmittel zu Gebote gestanden hätten, an deren langem Gebrauch die Muskeln fremdländischer Athleten erstarrt sind? Sollte die Erinnerung daran, wie es noch vor zehn Jahren bei uns ausah, nicht auch ein bescheidenes Anrecht darauf haben, gelegentlich gehört zu werden und denen zur Ermuthigung zu gereichen, die unter dem Eindruck betrüblicher Niederlagen auf diesem oder jenem Lebensgebiete die Hände sinken lassen? Und dazu noch haben wir

lichtes, warmes Frühlingswetter! Warum sollten Sie nicht der Natur, die zu neuer Lebenslust, neuen Lebenshoffnungen einladet, das Recht einräumen, auch ein Wort in Ihren Blättern mitzusprechen? Wer mag denn bei so schönen Tagen an die überstandene raube Jahreszeit zurückdenken? — jene Jahreszeit, in Bezug auf welche Friedrich Rückert von den Schwalben gesungen hat:

Glücklich sind, die schlafen, und die
Sind beglückter, die wandern aus;
Doch die wachen und bleiben hie,
Frieren in Nacht und Wintergraus.

K.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 15. April 1866.

Redacteur G. Bertholz.